

Andreas Gruber
CODE GENESIS
Sie werden dich finden

ANDREAS GRUBER



CODE
SIE WERDEN DICH FINDEN
GENESIS

Bei diesem Buch wurden die durch das verwendete Material und die Produktion entstandenen CO₂-Emissionen ausgeglichen, indem der cbj Verlag ein Projekt zur Aufforstung in Brasilien unterstützt. Weitere Informationen zu dem Projekt unter:
www.ClimatePartner.com/14044-1912-1001



Penguin Random House Verlagsgruppe
FSC® N001967



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

3. Auflage

© 2019 cbj Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde vermittelt durch die AVA International GmbH

Autoren- und Verlagsagentur, München

Umschlaggestaltung und Artwork: Isabelle Hirtz

Umschlagmotiv: Shutterstock (vorm in Bleed, Shooting Star Studio,

ShotPrime Studio, tankist276)

Karte und U-Boot-Plan: © 2019 Melanie Korte

TP · Herstellung: AJ

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-570-16535-5

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich

*für Nadine,
zur Erinnerung an deine Mama*

»Mögest du in interessanten Zeiten leben.«

– alter chinesischer Fluch –

PROLOG

»Rede endlich, du verdammte Göre!« Der Mann war so aufgebracht, dass Spucke aus seinem Mund flog. Erneut holte er mit der flachen Hand aus, bremste jedoch ab, bevor er das Mädchen im Gesicht traf. Terry West kniff die Augen zusammen.

»Ich weiß es nicht!«

Verzweifelt zerrte sie an den Kabelbindern aus Plastik, mit denen der Mann ihre Hand- und Fußgelenke an den Stuhl gefesselt hatte. »Lassen Sie mich gehen. Ich werde auch nie wieder herkommen!«

»Na klar, wir werden dich gehen lassen. Da ist die Treppe.« Er lachte schäbig, dann drehte er sich um. »Hast du gehört? Terry will, dass wir sie gehen lassen.«

Soeben kam eine junge Frau mit einem Tablett die Kellertreppe herunter. Darauf befanden sich eine Spritze, ein Fläschchen, dessen grüner Inhalt wie ein giftiges Serum aussah, und ein kleines schwarzes Gerät mit zwei Spitzen, das Terry an einen Elektroschocker erinnerte.

Zwei Methoden, um mich zum Reden zu bringen, dachte Terry. Unwillkürlich biss sie die Zähne zusammen. An-

geblich konnte man trainieren, keine Schmerzen zu empfinden, aber sie hatte das nie trainiert – wozu auch? –, und deshalb hätte sie unter Androhung von Folter alles gesagt, was sie wusste. Doch die Antworten, die man in dieser Nacht von ihr hören wollte, wusste sie dummerweise nicht.

Der Mann deutete zur Kellertreppe, auf der eine Halskette mit einem Medaillon lag. »Woher hast du das?«

»Das sagte ich bereits ... es gehörte meiner Mutter.«

»Deiner Mutter!« Er richtete sich auf. »Hat dir deine Mutter deshalb den Namen *Terry* gegeben, weil sie dachte, du wärst so zäh wie ein Terrier, der verbissen um sein Leben kämpft?« Er lachte. »Willst du dich in mein Hosenbein verbeißen, Terry, und nicht mehr loslassen, oder soll ich dir nicht lieber noch eine scheuern?«

Sie schwieg.

»Woran hat deine Mutter geforscht?«

Ihr liefen die Tränen übers Gesicht. »Woher soll ich das wissen? Ich war vier Jahre alt, als sie gestorben ist.«

»Wo sind ihre Aufzeichnungen?«

»Ich weiß es nicht!«, schrie sie verzweifelt.

»Wo ist sie?«

Terry schloss die Augen. »Sie ist tot – zum tausendsten Mal! Und daran wird sich nichts ändern, auch wenn Sie mir ...«

Er schlug ihr erneut ins Gesicht. Ihre Wange brannte bereits. Doch diesmal hatte sie sich auf die Zunge gebissen und spürte den bitteren Geschmack von Blut im Mund. *Scheiße!* Sie hätte nicht in das Haus einsteigen sollen.

»Hör auf!« Die junge Frau stellte das Tablett auf den Tisch an der Wand. Das Licht der Leuchtstoffröhre spiegelte sich in der grünen Flüssigkeit. »Wir versuchen es auf eine andere Art.« Sie griff zu dem Elektroschocker. »Ich

hoffe, du hast vorher nicht allzu viel getrunken, denn du wirst dir jetzt gleich gehörig in die Hose pinkeln.«

Automatisch spannte sich Terrys Körper an. Sie hyperventilierte, ihre Brust hob und senkte sich. »Ich habe keine Ahnung, was Sie von mir wollen ...«

»Sei still!«, befahl die Frau, hielt ihr die Nase zu, und als Terry nach Luft schnappte, drückte sie ihr mit einer raschen Bewegung einen kurzen Holzstab zwischen die Zähne. Dann kam sie mit dem Taser näher, doch das Läuten eines Telefons unterbrach sie. Das penetrante Klingeln drang vom oberen Stockwerk die Treppe herunter. Die Frau hielt kurz inne, doch dann ignorierte sie es. Der Mann ebenfalls.

Terry musste schlucken und wollte das Stäbchen ausspucken, doch die Frau hob drohend den Elektroschocker. Sekunden später verstummte das Läuten, und Terry hörte die Stimme einer älteren Frau.

»Okay, verstanden, ja, in Ordnung«, drang die Stimme von oben herunter.

Bleib aufmerksam und hör gut zu, schärfte Terry sich ein, vielleicht kann dir das nachher helfen.

Im nächsten Moment näherte sich das Klappern von Schritten auf der Treppe. Die ältere Frau kam herunter. Terry atmete erleichtert auf. Wenigstens ein paar Sekunden Schonfrist, bis sie der Stromschlag des Tasers grillen und sie ein Feuerwerk vor ihren Augen sehen würde. Aber vielleicht würde sie auch gar nichts mitbekommen und sofort bewusstlos werden. Zumindest hoffte sie das.

Die Frau betrat den Keller und legte ein Smartphone zu dem Tablett am Tisch.

»Und?«, fragte der Mann.

»Wenn sie nichts weiß, sollen wir sie von hier fortschaffen und verschwinden lassen.«

»Ich weiß nichts!«, presste Terry mit dem Stäbchen im Mund hervor, merkte aber im selben Moment, dass das nicht besonders hilfreich war.

»Dann wird das jetzt deine letzte Minute sein«, sagte der Mann.

»Ich werde es jetzt damit versuchen«, unterbrach ihn die junge Frau und bewegte sich mit dem Elektroschocker auf Terry zu. »Ich konnte dieses kleine Scheusal von Anfang an nicht leiden ...«



MIAMI

SECHZEHN STUNDEN ZUVOR ...

1. KAPITEL

Das türkisgrüne Wasser klatschte gegen das Bullauge der Kopernikus. Jedes Mal, wenn die Wellen hochschwappten, sah ich einen Schwarm bunter Fische, der sich neben dem U-Boot tummelte. Gingen die Wellen hinunter, war der Hafen mit der Kaimauer, den Holzmolen und Segelbooten zu sehen.

Noch lag die Stadt Miami im Morgengrauen, doch im nächsten Moment kletterte die Sonne über den Horizont, vertrieb die Nebelschleier und brachte das Meer an der Südspitze Floridas zum Glitzern. Die ersten Möwen kreisten bereits über den Booten. Neben dem Frachthafen lagen die gigantischen Liegeplätze der Kreuzfahrtschiffe und dahinter ragte die Skyline der Stadt empor.

Als die Motoren der Kopernikus stoppten, legte unser U-Boot mit einem Rumpeln an der Mole an und schrammte an den alten Autoreifen entlang, die an der Kaimauer hingen, um die Schiffe abzufedern.

Ich war bereits seit einer Stunde wach und wartete in der Kombüse auf diesen Moment. Nur wusste ich nicht, ob ich mich tatsächlich *freuen* sollte oder nicht. *Miami!* Die trau-

rige Erinnerung schnürte mir die Kehle zu – andererseits verband ich aber auch schöne Momente mit dieser Stadt. Jedenfalls existierten Freud und Leid nirgendwo so eng nebeneinander wie hier. Zumindest für mich.

Terry, du bist ein Sonnenkind, sagte ich mir. *Mach das Beste draus!*

Die Spülmaschine in der Kombüse war randvoll und auch darüber stapelten sich ungewaschene Teller und Gläser. *Nicht mein Problem! Diesmal nicht!* Normalerweise war es meine Aufgabe, die Bordküche zu putzen, doch heute war Ethan dran. Er hatte eine Wette gegen mich verloren, und während er schrubbte, hatte ich mir vorgenommen, jede Minute des Tages in vollen Zügen zu genießen.

Ich band meine Turnschuhe zu, schnappte mir meinen Rucksack und verließ die Kombüse. Charlie begleitete mich. Er huschte zwischen meinen Beinen hindurch und lief mit aufgerichtetem buschigen Schwanz im Gang vor mir her. Er kannte den Weg zum Ausgang. Das Frettchen war genauso alt wie ich – vierzehneinhalb Jahre – und hatte wie ich zwei Drittel seines Lebens auf der Kopernikus verbracht. Damals, in Miami, waren wir zum ersten Mal an Bord gegangen, und nun waren wir wieder hier, nach einer verdammt langen Reise, in der wir fast die ganze Welt gesehen hatten. Normalerweise wurden Frettchen höchstens elf oder zwölf Jahre alt, aber trotzdem war Charlie immer noch fit wie ein junges Tier.

Charlie und ich liefen an den Kajüten vorbei und anschließend auf die Kommandobrücke, über der sich der Turm mit der Ausstiegsluke befand. Da kam mir Ethan entgegen. Mein Cousin war drei Jahre älter als ich, ziemlich hager und sah wie immer todmüde aus.

»Hast du wieder die ganze Nacht gearbeitet?«, fragte ich.

Er nickte, fuhr sich mit den Fingern durch die strubbeligen Haare, danach unter den dicken Rahmen seiner Brille und rieb sich die Augen. »Das Programm ist fast fertig.« Seine Notebooktasche hing über seiner Schulter. Ohne dieses Ding verließ er fast nie seine Kajüte. Bestimmt haute er sich, nachdem er die Küche geschrubbt hatte, aufs Ohr und würde den sonnigen Tag verpennen. So würde er nie Farbe bekommen.

»Und was hast du vor?«, murmelte er. »Schaust du dir Miami an?«

»Genau.«

»Denk nicht zu viel über alles nach«, sagte er nur, drückte mir die Schulter und zwängte sich an mir vorbei.

»Ich ... okay, danke.« Mir blieb die Spucke weg. War das tatsächlich Ethan gewesen, der das gesagt hatte?

Diesmal hatte er gar keinen ätzenden Spruch vom Stapel gelassen wie sonst. *He, hast du dich heute Morgen wieder mit dem Hammer gekämmt? ... oder ... Du, der Zoo hat gerade angerufen! Die möchten dich wiederhaben!* Und nie fiel mir spontan eine passende Antwort darauf ein.

Obwohl Ethan meistens völlig emotionslos wirkte und ein absoluter Nerd war, besaß er manchmal doch einen tief versteckten Funken Mitgefühl – wie eben jetzt. Immerhin nahm er Rücksicht darauf, dass meine Mutter vor zehn Jahren im Hafen von Miami umgekommen war. Seitdem lebten Charlie und ich auf der Kopernikus, dem U-Boot meines Onkels Simon. *Dr. Simon West*, Ethans Vater, war Meeresbiologe, ähnlich wie meine Mutter, die ebenfalls Forscherin gewesen war. Allerdings war Simon nicht der typische Wissenschaftler. Statt einem blassen Bücherwurm

glich sein Aussehen eher dem eines verwegenen Abenteurers.

Vor der Leiter, die im Turm des U-Boots hinauf zum Ausstieg führte, blieb ich stehen. Die Luke war bereits offen und gab den Blick auf einen strahlend blauen Himmel mit kreischenden Möwen frei, die um das Boot kreisten. Ein langer, heißer Sommer lag vor uns.

»Charlie, komm schon!«, forderte ich das Frettchen auf und streckte ein Bein aus. Mit spitzen Krallen sprang Charlie an mir hoch, kletterte über Shorts und Hemd und ließ sich auf meinem Rucksack nieder. Zufrieden lag er da, warf seine Pfoten über meine Schulter und legte den Kopf dazwischen. Wo immer ich hinging und wer immer mich so sah, Charlie war *die* Sensation!

Rasch kletterte ich die Leiter hinauf, steckte den Kopf ins Freie und sah mich um. Neugierig reckte auch Charlie den Hals, guckte in alle Richtungen, schnüffelte und rümpfte die Nase. Eine leichte Meeresbrise benetzte mein Gesicht. Das von Charlie vermutlich auch, denn er musste niesen und plusterte sein rotbraunes Fell auf. Ich spürte den Geschmack von Salzwasser auf den Lippen und musste lachen.

»Halt dich fest.« Ich schwang die Beine über den Turm und sprang auf das nasse Deck. Es war rutschig, aber ich hatte guten Halt, und Charlie gickerte vergnügt. *Gik-gik-gik-gik!* Er liebte Sprünge.

»Terry, du sollst nicht springen! Wie oft soll ich dir das noch sagen?«

»Aye, aye, Sir!« Ich lief über das Deck und hüpfte mit einem weiteren Satz auf die betonierte Mole, an der wir vertäut lagen.

»Verdammt, ich sagte doch, du sollst ...«

»Ist ja nichts passiert«, unterbrach ich Onkel Simon.

»Eines Tages wirst du dir noch das Genick brechen«, rief er, sah jedoch gar nicht mehr zu mir herüber, weil er von der Zapfsäule einen armdicken Schlauch zum U-Boot zerzte, um den Dieseltank aufzufüllen. »Und wer macht mir jetzt Frühstück?«, brummte er und kratzte sich am Dreitagebart. Anscheinend rasierte er sich jetzt wieder nur noch sehr sporadisch.

»Heute kümmert sich Ethan um die Kombüse«, erklärte ich ihm.

»Mit welchem Trick hast du ihn diesmal reingelegt?«

»Wer war jünger? Der Apostel Jakobus oder Matthäus?«

Simon sah zu mir herüber und zuckte mit den Achseln.

»Keine Ahnung. Matthäus?«

»Nein.« Ich lachte. »Beide waren Jünger.«

Simon runzelte die Stirn, und als er die Scherzfrage begriff, richtete er sich schmunzelnd auf. »Du Biest!«

Da wir oft tropische Inseln anliefen und Simon als Meeresbiologe fast immer im Freien arbeitete, war er stets braun gebrannt. Er war groß und schlank und hatte – ebenso wie Ethan – strubbliges Haar, nur dass seines blond war. Vater und Sohn eben. Das war aber auch schon fast die einzige Gemeinsamkeit. An diesem Morgen trug mein Onkel kakifarbene Shorts, ausgelatschte Sandalen, ein bis zur Brust aufgeknöpftes Hawaiihemd und an den Handgelenken jede Menge Freundschaftsbänder von unseren Reisen.

»Wo hast du diesen Scherz denn wieder her?«, rief er.
»Bestimmt von Johann.«

»Nein, von mir bestimmt nicht!«, erklang plötzlich eine sonore Stimme hinter mir.

Ich verkniff mir ein Lächeln. Natürlich stammte der Scherz von Johann. Er versorgte mich immer mit Ideen,

wie ich Ethan reinlegen konnte. Denn Ethan war ein Meister darin, sich vor jeglicher Schwerarbeit zu drücken, und darunter fiel seiner Meinung nach alles, was nicht mit Computern zusammenhing.

Johann war aus dem Turm der Kopernikus geklettert, ging soeben von Bord und öffnete einen Schacht an der Außenwand, zu dem er anschließend den Schlauch für die Wasserversorgung zog. Wie immer trug Johann eine Spiegelsonnenbrille. Dazu schwarze Schuhe, schwarze Hose und einen eng anliegenden schwarzen Rollkragenpullover, der sich über seinen Brustkorb spannte und den er immer in der Hose trug, sodass man seinen Gürtel mit der ebenfalls schwarz glänzenden Schnalle sehen konnte. Johann hatte die drahtige Figur eines Mittelgewichtsboxers und war noch dazu ziemlich hochgewachsen – eigentlich war er der größte Mann, den ich je gesehen hatte.

Während mein Onkel Treibstoff nachfüllte und Johann frisches Trinkwasser in die Tanks pumpte, kam ein Gabelstapler über die Kaimauer auf uns zu.

»Der Hafenmeister!«, rief Simon. »Johann, hast du die Bestellscheine?«

Johann griff in die Gesäßtasche seiner Hose und reichte meinem Onkel einen Packen Dokumente. Da mein Onkel, Ethan und ich aus Kanada stammten, fuhr die Kopernikus natürlich unter kanadischer Flagge. Daher brauchten wir eine Einreisegenehmigung für die Vereinigten Staaten und jede Menge Zoll- und Hafepapiere.

Simon griff nach seiner schmalen Lesebrille, die er sich in die Haare gesteckt hatte, und studierte die Formulare.

Inzwischen kam der Hafenmeister mit dem Stapler bei uns an. Auf der Gabel stand eine Holzpalette, auf der

Orangen, Melonen und Bananen in den Kisten auf und ab hüpfen.

Der Gabelstapler hielt neben meinem Onkel und ein junger Mann sprang vom Sitz. »Sind Sie das Forschungs-U-Boot Kopernikus, das gerade aus Südamerika eingetroffen ist?«

Mein Onkel grinste übers ganze Gesicht. »Nein, ich bin kein Forschungs-U-Boot. Aber hinter mir liegt eines im Wasser, das auf diesen Namen hört.«

Der Hafenmeister war höchstens ein Jahr älter als Ethan. Jetzt lief sein Gesicht rot an. Unsicher spähte er zu mir herüber. »Ich meine, sind Sie Dr. Simon West von der Kopernikus? Und fahren Sie morgen weiter Richtung Grönland?«

»Nein, wir sind von einem russischen Atom-U-Boot mit biologischen Kampfstoffen an Bord und auf dem Weg nach New York.«

Der Hafenmeister sah meinen Onkel verdutzt an.

Meine Güte, Onkel Simon und seine blöden Witze!

»Natürlich sind wir von der Kopernikus. Steht ja auch groß auf dem Boot, richtig?« Ich deutete zur Seitenwand des U-Boots.

»Ja, richtig. Ich bin der Hafenmei...«

Simon musterte ihn mit einem skeptischen Blick.

»Äh, ich meine, der *Assistent* des Hafenmeisters. Unser Büro ist hinter dem Schlagbaum neben dem Zoll. Dort können Sie einklarieren und die Liegegebühr bezahlen.«

»Danke, weiß ich«, brummte Simon. »Hier sind die Paapiere. Wir bleiben nur eine Nacht in Miami, um Lebensmittel, Wasser und Treibstoff an Bord zu nehmen. Ich nehme an, die Palette gehört uns?«

»Die Palette nicht, nur das, was draufsteht.«

Ich musste grinsen. *Drangekriegt!*

Der Junge grinste auch. Und als ich meine Sonnenbrille aus dem Hemdausschnitt nahm, mir in die Haare steckte und mit dem Piercing in meiner Lippe spielte, glotzte er wieder zu mir herüber – und sein Blick verriet mir, dass er nicht wegen Charlie herübersah. *Ist was? Hast du noch nie ein Mädels mit Sommersprossen, sonnengebleichten Haaren und einem Pferdeschwanz gesehen?*

»He! Guck gefälligst woanders hin, verstanden?«, schnauzte mein Onkel den Jungen an, als könnte er Gedanken lesen.

Danke, aber das war nicht nötig, ich kann gut auf mich allein aufpassen!

»Aber ich ...«, stammelte der Assistent.

»Die Kleine ist erst vierzehn.«

Vierzehneinhalb!

»Sorry, ich ...«

Johann richtete sich zur vollen Größe auf, sah zu uns herüber und atmete einmal tief ein. Die Sonne spiegelte sich auf seiner Glatze und er strich sich über den kurz gestutzten Oberlippenbart. Da verstummte der Assistent augenblicklich. Ohne weiteren Kommentar kontrollierte er die Papiere und unsere Pässe, knallte dann auf jedes Dokument einen Stempel, reichte meinem Onkel Rechnung und Lieferschein und stieg wieder auf seinen Gabelstapler. »Aber die Holzpalette bleibt hier.«

»Ja, klar, ich werde der Versuchung widerstehen, sie als Brennholz mitzunehmen«, sagte Simon und begann, die Kisten abzuladen.

Der Junge startete den Stapler, fuhr ohne Palette davon, und ich sah ihm nach, wie er am Ende der Kaimauer hinter den Palmen verschwand. Dann sprang ich auf einen Betonblock, an denen die Kopernikus mit Leinen festge-

macht war, und beobachtete, wie die Stadt vor mir zum Leben erwachte. So sah der Hafen von Miami also aus! Irgendwie hatte ich das alles anders in Erinnerung gehabt, aber vieles konnte sich natürlich verändert haben. Oder ich hatte es mir in den letzten zehn Jahren anders zusammenfantasiert.

Mittlerweile hatte sich die Sonne über die Palmen erhoben und auch die letzten grauen Nebelfetzen verschwinden lassen. Das Meer färbte sich türkisgrün und der Himmel war ein einziges, makelloes Blau.

»Terry, schau nur, was für ein Tag!«, rief Simon, warf eine Orange in die Luft und fing sie wieder auf.

Ich nickte. Obwohl ich mein Leben lang durch die Meere gefahren war, vom Bermuda-Dreieck durch den Panama-Kanal über den Pazifik bis hinunter in die kalte Antarktis, hatte ich selten einen so strahlenden, wolkenlosen Himmel gesehen. Als hätte man ein Fass mit satter blauer Tinte über die Welt gegossen.

Plötzlich fühlte ich mich elend. In diesem Hafen war Dr. Amanda West unter mysteriösen Umständen ertrunken, hatte es damals geheißt. Allerdings hatte man die Leiche meiner Mutter nie gefunden. Umso trauriger war die Tatsache, dass ich nur eine dunkle Erinnerung an sie hatte und auch nur *ein* vergilbtes Schwarz-Weiß-Bild von ihr besaß, das ich vor vielen Jahren selbst aus einem Zeitungsartikel ausgeschnitten hatte und ständig bei mir trug. Mein Onkel hatte nur Kinderfotos von ihr gehabt, alle anderen Bilder von meiner Mutter waren auf ihrem Laptop gewesen, der ebenfalls spurlos verschwunden war.

Ich ließ das Medaillon aufschnappen, das an einer Kette um meinen Hals hing, und betrachtete das Bild. Mutter hatte ein schmales Gesicht mit hohen Wangenknochen,

dunkle Augen, lange Wimpern und lange schwarze Haare gehabt. Und sie hatte ein bezauberndes Lächeln. Mein Onkel behauptete immer, dass ich ihr ziemlich ähnlich sah. Mit meiner Stupsnase, den Sommersprossen und den grünen Augen – mit dem Unterschied, dass *meine* Haare etwas heller waren. Wenn ich einmal erwachsen war, würde ich mich jedenfalls keiner Gesichts-OP unterziehen müssen.

Ich schloss das Medaillon wieder, damit das Bild in der Sonne nicht noch mehr vergilbte, und spielte gedankenverloren mit dem Stein, der im Verschluss eingefasst war und im Sonnenlicht grün und blau leuchtete wie der Ozean. Bestimmt war das Medaillon nichts wert, aber es hatte meiner Mutter gehört, und allein deshalb war es für mich kostbarer als alles andere, das ich besaß.

Erst jetzt bemerkte ich, dass mein Onkel mich heimlich beobachtete. »Was hast du heute vor?«, fragte er wie beiläufig, als ich zu ihm herübersah.

»Ich schaue mir die Stadt an.«

Plötzlich bekam er einen traurigen Blick und ich glaubte den Grund dafür zu kennen. Wenn wir nicht dringend Wasser, Diesel und Proviant gebraucht hätten und Miami nicht so günstig auf der Strecke zwischen Südamerika und Grönland gelegen wäre, hätten wir mit der Kopernikus garantiert nicht hier angelegt. Simon hatte diesen Hafen seit damals gemieden.

»Du siehst dir nur die Stadt an, hm?«, wiederholte er. »Und ich dachte, sobald wir hier fertig sind, könnten wir uns ein Quad mieten und würden zusammen die Küste entlangfahren.« Er zuckte mit den Achseln. »Wir könnten eine Alligator-Farm besuchen.«

Der Vorschlag klang verlockend, trotzdem schüttelte ich den Kopf.

»Terry, ich kenne diesen Blick. Du heckst doch etwas aus.«

»Ich dachte mir ...«, begann ich und biss mir dann auf die Zunge. Ich hatte meine Zweifel, ob es klug war, Johann und meinen Onkel in meine Pläne einzuweihen. Andererseits war es meine Sache, wie ich den Tag verbrachte. »Ich dachte, ich sehe mir mein Elternhaus an.«

Simon blickte mich skeptisch an. Auch Johann hielt kurz inne, hob den Kopf und sah zu mir herüber. Eigentlich war *Elternhaus* übertrieben, denn es war nur das Haus meiner Mutter gewesen. Meinen Vater hatte ich nie kennengelernt. Der hatte meine Mutter noch vor meiner Geburt sitzen lassen und sie hatte nie über ihn gesprochen.

»Terry, ich bezweifle, dass du es finden wirst«, bemerkte Johann.

Ich deutete nach Westen, denn soweit ich mich erinnerte, hatte ich meine Mutter immer am Wochenende auf meinem Fahrrad mit Stützrädern zum Fischmarkt am Hafen begleitet. »Diese Straße hinauf, etwa eine halbe Stunde.«

»Fünfzehn Minuten«, korrigierte Simon mich. »Es liegt in Richtung Innenstadt, aber Miami hat sich in den letzten Jahren verändert.«

»Vielleicht steht das Haus ja gar nicht mehr«, gab Johann zu bedenken.

»Das werde ich herausfinden.«

Simon schirmte die Augen mit der flachen Hand ab, sah zunächst in die strahlende Sonne und danach nach Westen. »Bestimmt steht es noch. Nach dem Tod deiner Mutter habe ich es verkauft ... Moment, lass mich nachdenken ... ach ja, an die Familie Goian. Merkwürdige Leute aus Osteuropa. Die hatten eine Tochter, die müsste jetzt etwa neunzehn sein.«

»Und wo *genau* liegt das Haus?«

Mein Onkel erklärte es mir. Geradeaus und dann ein paar Querstraßen. Es war leicht zu merken.

»Soll ich dich begleiten, Terry?«

»Danke, nicht nötig.« Wenn ich mich weder mit einem Segelboot auf dem offenen Meer noch in der Innenstadt von Kalkutta verirrt, würde ich wohl ein Haus in Miami finden können, das fünfzehn Minuten entfernt lag.

»Bist du dir wirklich sicher?«, hakte Johann nach, schob sich die Spiegelsonnenbrille auf die Stirn und sah mich ernst an. »Terry, das reißt nur alte Wunden auf. Lass die Vergangenheit ruhen.«

So besorgt kannte ich Johann gar nicht. Normalerweise wirkte er mit seiner vornehmen Sprache sehr kultiviert, aber innerlich war er ein rauer Kerl, was möglicherweise mit seiner Vergangenheit zu tun hatte. Als Jugendlicher hatte er einige Jahre im Knast verbracht.

»Ich muss es tun.« Wie zur Bestätigung gickerte Charlie. Vielleicht würde auch er sich an das Haus erinnern können.

»Von mir aus«, sagte Simon. »Aber komm nicht zu spät an Bord, damit du ausgeschlafen bist. Wir legen morgen früh um fünf Uhr ab, und abends brate ich uns Maiskolben mit Knoblauchbutter – dein Lieblingsessen.«

»Mmmh, lecker!« Ich rieb mir den Bauch. In Wahrheit war es Onkel Simons Lieblingsessen. Ich hasste Mais und das wusste er. »Hilft Johann dir bei diesem exquisiten Festmahl, oder soll ich ...?«

Er lachte. »Nein, nicht nötig, und nun mach, dass du wegstommst. Lass die Familie Goian grüßen, obwohl ich bezweifle, dass die sich an mich erinnern können.« Er zwinkerte mir zu.

Wenn er das tat, hatte er die gleichen Augen wie meine

Mutter. Anscheinend wusste er das, denn plötzlich wurde er wieder ernst. »Pass auf dich auf.«

Ich knöpfte das Hemd unten auf und knotete es vor meinem Bauchnabel zusammen.

Erneut starrte Johann mich an. »So willst du in die Stadt gehen?«

Ich blickte an mir hinunter, betrachtete die ausgefransten Jeans, die ich mir selbst auf Höhe der Oberschenkel abgeschnitten hatte. »Klar, ich besuche ja keine Modenschau.«

Dann lief ich los.

2. KAPITEL

Mein Onkel hatte recht behalten. Das Haus lag in der Tuber Lane 27 und war tatsächlich nur fünfzehn Gehminuten vom Hafen entfernt. Schon von Weitem leuchtete der gelbe Bungalow mit dem Flachdach in der Sonne. Mein Herz schlug schneller, und ich spürte, wie meine Knie weich wurden.

Ich hatte schon öfter gehört, dass einem Dinge, die man aus dem Kindesalter als ziemlich groß in Erinnerung hat, viele Jahre später viel kleiner vorkommen. Aber das stimmte nicht. Zumindest nicht in diesem Fall. Die Palmen hinter dem Zaun waren groß – gut, die waren im Lauf der Zeit natürlich gewachsen –, aber der Bungalow war ebenfalls groß, genauso wie der Garten. Und tatsächlich, dort war sogar noch der blaue Swimmingpool mit der Leiter. Darin hatte ich schwimmen gelernt. Mit einem aufblasbaren Delfin – wie peinlich. Wie hatte ich das nur vergessen können?

Nun befanden sich Campingliegen unter einem Sonnenschirm und auf einem Tischchen standen Gläser und eine Karaffe mit Saft. Das Wasser im Pool war klar und die Sonne spiegelte sich auf seiner glatten Oberfläche.

Jeden Moment glaubte ich, die Stimme meiner Mutter aus dem Haus zu hören. *Terry, bring deine Spielsachen ins Haus. Ein Gewitter zieht auf!*

Mama, nur noch kurz. Charlie möchte ...

Nein, jetzt!

Charlies Gickern riss mich aus den Gedanken. Er saß auf meinem Rucksack, seine Pfoten lagen auf meiner Schulter, und seine Barthaare kitzelten meine Wange.

»Bist du auch aufgeregt?«, fragte ich und kraulte sein Fell hinter dem Ohr. Erst jetzt bemerkte ich, wie kalt meine Hände trotz des sonnigen Tages waren.

Ich erreichte das kleine Eingangsgatter, das auf das Grundstück führte, und musste unwillkürlich schmunzeln. *Na klar, es ist tatsächlich kleiner, als ich es in Erinnerung hatte.* Die Leute, die das behaupteten, hatten also doch recht. Aber das war mir in diesem Moment gleichgültig. Ich stand da und starrte auf das Haus. Der lang gezogene Bungalow in L-Form hatte immer noch den gelben Anstrich und blaue Fensterläden aus Holz. Die Farbe war zwar etwas verblasst, aber die Hecken waren sauber gestutzt, und der Rasen war gemäht. Es roch nach frisch geschnittenem Gras. Ein Mann mit dunkler Hautfarbe, nacktem Oberkörper und blauer Arbeitshose leerte soeben den Behälter eines Rasenmähers in eine Biotonne.

»¡Hola!«, rief er zu mir herüber und winkte, nachdem er mich bemerkt hatte.

»¡Hola!«, antwortete ich.

»*Mi nombre es Raoul*«, sagte er auf Spanisch. »Kann ich dir helfen?«, fügte er hinzu und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Nein, danke.«

»*Bien*.« Er wünschte mir noch einen schönen Tag und

widmete sich wieder dem Rasen. Möglicherweise kam er aus Puerto Rico oder Kuba und arbeitete die Sommermonate über hier.

Erst jetzt bemerkte ich, dass auf der Terrasse drei Leute saßen, die soeben ihr Frühstück beendeten. Auch sie sahen neugierig zu mir herüber.

»Suchst du jemanden?«, rief der Mann.

Das musste wohl Mr. Goian sein. Er hatte kurzes graues Haar, war glatt rasiert, trug ein weißes Hemd und eine schwarze Anzughose.

Rasch schüttelte ich den Kopf. »Nein, danke, ich wollte eigentlich nur ...« Der Rest meines Satzes ging im Geknatter des Rasenmähers unter, denn Raoul hatte soeben das Gerät gestartet und schob es zur Rückseite des Hauses.

»Was?« Demonstrativ hielt sich der Mann die Hand hinter das Ohr, erhob sich und kam durch den Garten auf mich zu.

»Ich wollte Sie nicht beim Frühstück stören«, sagte ich hastig, als er den Gartenzaun erreichte. »Ich wollte mir nur das Haus ansehen.«

»Dieses Haus?«, fragte er verwundert.

»Ion, was will das Mädchen?«, rief die Frau von der Terrasse. Sie war schlank, trug Stöckelschuhe, einen roten Rock mit schicker blauer Bluse und hatte schulterlange, schwarze Haare.

»Unser Haus ansehen«, brüllte der Mann, um den Lärm des Rasenmähers zu übertönen.

»Will sie es kaufen?«

Auf der Terrasse lachte nun auch die jüngere Frau. Vermutlich die Tochter. Sie hatte eine schrille Stimme, aufgedonnerte blonde Haare und trug Jeans, Stöckelschuhe und

ein enges weißes Top. *Du liebe Zeit! Nun kommen die auch noch her. He, Leute, so war das alles nicht geplant!*

»Es tut mir leid, Mr. Goian«, brachte ich hervor. »Ich wollte Sie wirklich nicht stören ... äh, Sie sind doch die Familie Goian, oder?«, fragte ich verunsichert.

Nun sah er mich wirklich erstaunt an. »Woher kennst du unseren Namen?«

»Ich bin in diesem Haus aufgewachsen. Sie haben es damals von meinem Onkel gekauft.«

Er legte die Stirn in Falten. »Das war ... hm, vor zehn Jahren – du musst damals ...« Er überlegte. »Drei Jahre alt gewesen sein?«

»Viereinhalb!«

»He, Dina!«, rief er zu seiner Frau. »Das ist die Kleine, die früher mal hier gewohnt hat.«

Ja, Idiot, schrei es noch lauter heraus, damit es alle hören!

Mittlerweile hatten Mrs. Goian und ihre Tochter den Gartenzaun erreicht und bestaunten mich mit großen Augen.

»Huch, dieses Tier ist aber entzückend. Gehört das etwa dir?«, wollte die Tochter wissen. »Was ist das? Ein Marder?« Sie versuchte Charlie zu streicheln, doch der spreizte die Krallen und fauchte sie an.

Ich verkniff mir ein Grinsen. Charlie hatte immer schon eine gute Menschenkenntnis besessen. Doch auch mir war die Tussi unsympathisch.

»Das ist ein Siebenschläfer, oder?«, fragte Mr. Goian.

»Ein Frettchen. Er heißt Charlie«, sagte ich.

»Herzlich willkommen«, unterbrach die Mutter die beiden. Wie ihr Mann und ihre Tochter hatte auch sie einen harten osteuropäischen Akzent. Sie reichte mir die Hand.

»Ich bin Dina Goian, das ist mein Mann Ion und unsere Tochter Lavinia.«

Ich musste sie ziemlich doof angesehen haben, denn sie fügte rasch hinzu: »Wir kommen aus Rumänien, wohnen aber schon seit zehn Jahren in Miami.« Dann sah sie mich mit traurigem Blick an. »Deine Mutter ist damals gestorben, nicht wahr? Das tut mir leid.« Sie öffnete das Gartentor. »Willst du nicht hereinkommen?«

Ich war perplex, denn mit so viel Gastfreundschaft hatte ich nicht gerechnet.

»Aber klar, komm rein, aber leider muss ich gleich zur Arbeit und Lavinia zur Uni.« Der Vater sah mich entschuldigend an. »Ich arbeite in einem medizinischen Forschungsinstitut.«

»Aber für ein kurzes Gespräch haben wir doch Zeit.« Lavinia steckte die Hände in die Gesäßtaschen ihrer Jeans und reckte den Busen heraus.

Anscheinend war sie nicht besonders heiß drauf, zur Uni zu kommen.

»Dann ist ja alles fein«, sagte die Mutter und zog mich an der Hand auf ihr Grundstück.

Ihr Mann und die Tochter folgten uns auf die Terrasse, wo wir uns setzten. Während Raoul weiterhin den Rasen mähte, tranken wir Kaffee, und Mrs. Goian goss Limetensaft aus der Karaffe ein. Hungrig blickte ich auf die Reste von Eier, Speck und Toastbrot, während mir bewusst wurde, dass ich an diesem Morgen noch gar nichts gefrühstückt hatte. Allerdings boten mir die Goians nichts zu essen an, stattdessen löcherten sie mich mit Fragen. Wo ich die letzten zehn Jahre verbracht hatte, warum ich eine so gleichmäßig gebräunte Haut und sonnengebleichte Haare hatte und wie es mir gelungen war, das Frettchen so zu

dressieren, dass es still auf meinem Rucksack sitzen blieb und nichts vom Tisch klaute.

»Charlie hatte ich schon, als ich klein war«, erzählte ich. »Meine Mutter war beruflich viel unterwegs, und ich bin hier groß geworden ... mit Johann.«

»Deinem Bruder?«, fragte Dina.

Ich musste lachen. *Na, das wäre was gewesen: Johann mein Bruder!* »Nein, Johann war der Hausangestellte meiner Mutter. Er hat sich um mich gekümmert und mir Privatunterricht gegeben. Nach Mutters Tod sind wir zu meinem Onkel aufs U-Boot gekommen.«

»Ein U-Boot?«, entfuhr es Lavinia, woraufhin sie eine Kaugummiblase zerplatzen ließ, was für ihr Alter ziemlich affig aussah. »Mensch, du bist echt krass.«

Krass fand ich das nun schon lange nicht mehr. »Dieses Leben ist normal für mich. Mein Onkel ist Meeresbiologe.«

Lavinia bekam große Augen. »Und davon könnt ihr leben?« Ihre Frage klang, als wäre sie wirklich daran interessiert.

»Mein Onkel hat einige Patente seiner Erfindungen verkauft.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Eine solarbetriebene Drohne, die übers Meer fliegt, Wasserproben entnimmt und sie gleich auswertet«, erklärte ich. Von den Einnahmen ließ es sich gut leben, und wir brauchten uns über Geld keine Gedanken machen, aber das band ich Lavinia natürlich nicht auf die Nase. »Er nimmt ständig neue Forschungsaufträge an«, fügte ich hinzu. »Daher haben wir keinen festen Wohnsitz. Der nächste Job führt uns nach ...«

»Und wo gehst du zur Schule?«, unterbrach mich Mrs. Goian.